

Basels Baugeschichte im Mittelalter

Autor(en): Albert Burckhardt-Finsler

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1885

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/0dcad14c-c58f-474d-8cee-378a4e2cb8d6>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Basels Baugeschichte im Mittelalter.

Von Dr. Albert Burckhardt.

Wenn wir uns um zweitausend Jahre an die Stelle zurückversetzen, wo heute Basel steht, so bietet sich unserm Auge ein recht idyllisches Bild dar. Zwischen den beiden grünen, noch theilweise mit Wald bepflanzten Hügeln schlängelt sich ein sanftes Bächlein hin; Schafe, Kinder und Schweinchen löschen in den klaren Fluten desselben ihren Durst, und rothhaarige Raurakerkinder fangen unter den Steinen Krebse in zahlreicher Menge hervor. Wo das Flößchen in den Strom sich ergießt, sehen wir große Netze ausgespannt, ein Fischerkahn ist am Ufer angebunden, einige Hütten, einfach aber doch nicht ärmlich gebaut, dienen den Bewohnern als Obdach. Das kleine Flößchen ist der heutige Birsig, an Stelle der einen Hütte erhebt sich der Gasthof zu den Drei Königen und an der Stelle der andern, etwas höher gelegenen der Palast des blauen Hauses.

Einer Niederlassung von Fischern verdankt also Basel seinen Ursprung; eine derartige Gegend forderte unwiderstehlich zur Ansiedlung auf, und hat eine solche jedesfalls lange schon vor dem Augenblick bestanden, als die Bewohner dieser Fischerhütten, ihren raurakischen Stammesgenossen folgend, die Fackel in die eigene Wohnung warfen, um mit Weib und Kind, mit Hab und Gut eine neue Heimath in den fruchtbaren Gebieten

an der Garumna und am untern Rhodanus zu suchen, und so zugleich den immer häufigern Angriffen der auf dem rechten Rheinufer wohnenden Germanen zu entgehen. Jedoch ein Mächtigerer trat diesem Unterfangen mit Glück entgegen: Gajus Julius Cäsar. Das wandernde Volk gelangte durch die Engpässe des heutigen Kantons Neuenburg, durch die Berge der Freigrasschaft, an die flachen Ufer der langsam dahin schleichenden Saône. Sie erstiegen mit verwunderten Blicken die herrlichen Gelände der Côte d'or, bis sie dann in der Nähe des heutigen Autun ihr Schicksal, das heißt Julius Cäsar, erreichte. Geschlagen und vom römischen Feldherrn mit bestimmten Weisungen versehen kehrte kaum noch der dritte Theil der ausgewanderten Nauraker an den Rhein zurück, die Freiheit war für immer verloren. Zunächst wurden die Hütten wieder aufgebaut, neue Netze verfertigt, ein neuer Kahn gezimmert. Bald erschienen auch die Truppen derjenigen zum Schutze der Landesgrenzen, welche man kurz vorher noch so blutig bekämpft hatte, der römische Adler wurde auch bei den Naurakern aufgepflanzt. Hochgestellte Persönlichkeiten zogen durch unser Gebiet, Prinzen von Geblüt, die künftigen Herren der Welt, leiteten den Kampf mit den gefährlichen deutschen Stämmen. Festungen und Colonien wurden angelegt. Lucius Munatius Plancus gründete Augusta Nauracorum. Jetzt begann auch ein neues Leben für den Bewohner des kleinen Fischerdorfes. Die Herren in der Stadt kauften gerne den Salm und den Lachs, die Forellen des Birsig bildeten einen Ersatz für die beliebten Muränen, welche der Römer so ungeru im fremden Lande mißte; die Krebse mußten aushelfen, wenn etwa ein Austertransport von der Nordsee von Trajectum oder Lugdunum Batavorum, Utrecht oder Leiden, nicht rechtzeitig eingetroffen war für den Festschmaus, den der römische Stadtcommandant von Augst seinen Offizieren

zu geben pflegte. Auch Soldatenzüge kamen häufiger durch unser Dorf; sie erfuhren, daß dasselbe einen celtischen Namen trage, welcher dem lateinischen Kobur ähnlich klang; mit der Zeit wurde eine Straße angelegt, sie führte bei Basel vorbei dem Rhein entlang hinunter nach Cambete, dem heutigen Großfembß, und weiter nach Argentoratum, dem wunderschönen Straßburg. In einem Zeitraum von zwei Jahrhunderten sah alles ganz anders aus in unserer Gegend, die celtischen Rauvaker waren vollständig romanisirt, römische Sitten und römischer Götterdienst waren allgemein angenommen, Latein sprach man nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch auf dem Lande, (nur die Eigennamen erinnern noch an die frühere vorceltische Zeit), römische Kunst und hauptsächlich römische Bauhätigkeit verbreiteten sich über das ganze Gebiet. Aus dem kleinen Fischerdorf war ein ansehnlicher Flecken entstanden mit steinernen Häusern, gottesdienstlichen Gebäuden und Standquartieren für die römischen Truppen; denn immer nöthiger wurde eine sorgsame Bewachung der Rheingrenze, immer häufiger wurden die Angriffe der Germanen, welche bald sich auch auf das linke Ufer des Rheines ausdehnten. In diese sturmvollen Zeiten fällt diejenige Nachricht, welche nicht nur in baugeschichtlicher Hinsicht einiges Licht verbreitet, sondern welche auch als die erste deutliche Erwähnung unserer Vaterstadt von Seiten eines lateinischen Schriftstellers dasteht; derselbe — es ist Ammianus Marcellinus — meldet nämlich, im Jahr 374 habe Kaiser Valentinian in der Nähe von Basilia, welches die Einwohner des Landes Kobur nennen, eine Befestigung, ein munimentum, errichten lassen. Daß dieses Basilia damals kein schmutziges Bauernstädtchen kann gewesen sein, geht aus folgendem Umstande hervor: Kaiser Valentinian hielt sich hier mit seiner königlichen Hofhaltung längere Zeit auf; von dieser Anwesen-

heit des Herrschers rührt wohl der Ehrentitel der Stadt *Robur et Basileia* d. h. die königliche her, denn auf diese Weise darf doch wohl allein der Name unsrer Vaterstadt erklärt werden. Nun möchten wir natürlich gar zu gerne wissen, wie denn diese königliche Stadt ausgesehen hat, allein da lassen uns die Fundstücke gar bedenklich im Stich; wohl hat sich bei dem Abbruch des Diesbacherhofes hinter dem Münster, bei dem Bau des Gerichtsgebäudes und neuerdings wieder bei dem Graben und Legen der Fundamente für das neue Obergymnasium die Stadtmauer des alten *Vasilia* oder doch wenigstens von dessen Citabelle, des *Castrum*, auffinden lassen, allein nur ganz unbedeutende Aufschlüsse erhalten wir, sobald die Einzelheiten näher in's Auge gefaßt werden. Römische Münzen, einige Grabsteine, ein römisches Begräbnißplatz in der St. Elisabethenvorstadt, und eine Anzahl von Gegenständen, welche für den gewöhnlichen Hausbedarf dienten, dies ist fast alles, was sich aus jener Zeit erhalten hat.

Ob die Befestigung des Kaisers Valentinian da errichtet worden sei, wo sich jetzt der Kinderspital erhebt, und wo bis auf den heutigen Tag der Name Burgweg an die Trümmer vergangener Jahrhunderte erinnert, auch die Entscheidung hierüber vermögen wir mit Sicherheit nicht mehr zu fällen. Immerhin pflegten die Römer nicht *prope*, d. h. „neben bei“ zu sagen in einem Falle, wo wie hier ein breiter Strom zwischen den beiden zu bezeichnenden Lokalitäten floß.

Bei diesem ungewissen Stand der Dinge soll uns daher auch das römische Basel nicht länger aufhalten, sondern lassen wir unsere Stadt in germanisch-christlicher Zeit uns vor die Seele treten; je mehr wir uns dem eigentlichen finstern Mittelalter nähern, desto mehr Licht verbreitet sich über unsre Arbeit, und sind wir nicht mehr gezwungen, so vollkommen im

Dunkeln zu tappen, wie dies im aufgeklärten Alterthum der Fall war.

Am liebsten möchten wir nun das Basel aus der Zeit Kaiser Karls des Großen uns vorstellen; wissen wir doch, daß der damalige Bischof Hatto bei dem Herrn des Abendlandes viel gegolten hat, wissen wir doch ferner, daß unter Karl eine rege Bauhätigkeit im ganzen fränkischen Reiche sich entwickelt hat, eine Bauhätigkeit, von welcher das Aachener Münster heute noch ein sehr glänzendes Zeugniß ablegt; wie nahe liegt da nicht die Vermuthung, daß auch in Basel in ähnlicher Weise, wenn auch in kleinern Verhältnissen sei gebaut worden, besonders wenn man dazu nimmt, daß Bischof Hatto zugleich Abt von Reichenau war, wo damals sehr eifrig gearbeitet wurde, wie dies die noch vorhandenen Bauten deutlich aufweisen. Ein Münster hat jedenfalls damals schon an demselben Orte wie jetzt bestanden, und um dasselbe herum gruppirt sich die klosterähnlichen Gebäude, in welchen das Domcapitel untergebracht war. Die noch vorhandenen Bauten von Reichenau und der Bauplan des Klosters St. Gallen mögen uns einige Anhaltspunkte geben für das Basler Münster des neunten Jahrhunderts. Auch Befestigungswerke wurden in jener Zeit errichtet, jedoch müssen dieselben nicht von sehr großem Belang gewesen sein, sonst hätten wohl nicht die Ungarn, welche doch gewiß keine Meister in der Belagerungskunst gewesen sind, die Stadt im Jahre 917 einnehmen und verbrennen können. Das zehnte Jahrhundert bildet gewissermaßen den Tiefstand in der Entwicklung Basels, die Stadt gehörte dem Königreich Burgund an, einem ohnmächtigen, von innern und äußern Feinden schwer heimgesuchten Staate. Immerhin wird in einer Stelle Basel als *urbs*, d. h. doch als große Stadt bezeichnet, womit auch der Begriff der Wehrhaftigkeit von vornehmer-

ein verbunden war. Mit dem elften Jahrhundert besserten sich auch die Zustände für Basel, besonders seitdem die Stadt unter Kaiser Heinrich II. mit dem deutschen Reiche vereinigt wurde. Ich brauche den Namen dieses Kaisers nur auszusprechen und unwillkürlich eilen die Gedanken nach unserm ersten Kunstwerke, nach dem Münster, dessen Bau ja hauptsächlich durch die freigebige Unterstützung des Kaisers ermöglicht wurde. Vielsach ist die Thatsache der Bauhätigkeit Heinrichs anzuzweifeln worden, jedoch entschieden mit Unrecht; denn dafür sprechen neben der allgemeinen lokalen Ueberlieferung, der Tradition, mehrere schriftliche Zeugnisse, und sprechen am deutlichsten die Reste, welche sich aus jener Zeit erhalten haben. Freilich die Annahme, daß der jetzige Bau zum größten Theile aus dem beginnenden elften Jahrhundert stamme, kann nicht mehr aufrecht erhalten werden, allein entschieden ist jener Zeit zuzuschreiben der untere Theil des größern, des St. Georgthurmes, mit seinen nun allerdings roth übermalten grauen grobkörnigen Steinen und mit dem einfachen Zierrat jener Bogenstellung, wodurch die kahle Mauer des Thurmes glücklich belebt wurde. Weiter ist ja noch ein sprechendes Andenken an Kaiser Heinrich II. erhalten geblieben, leider allerdings nicht mehr der Stadt Basel, sondern dem Hôtel Cluny zu Paris, es ist dies die nur mit schmerzlicher Empfindung zu nennende goldene Altartafel, jenes Kunstwerk, welches durch Mangel an Verständniß von Seiten der Landschaft, durch Basler Aengstlichkeit und hauptsächlich in Folge bürgerlicher Speculation der Heimath ist entfremdet worden. Eine solche Kostbarkeit wie die Altartafel konnte nur für eine sehr ansehnliche Kirche bestimmt sein, und eine so ansehnliche Kirche konnte nur in einer belebten und wohlhabenden Stadt sich befinden. Mit der kirchlichen Architektur hielt wohl Schritt die Bauhätigkeit auf dem profanen Gebiete; freilich ist von diesen Bauten nichts

mehr stehen geblieben, Feuersbrünste und Erdbeben und nicht zum mindesten die veränderten Bedürfnisse späterer Jahrhunderte haben mit denselben vollständig aufgeräumt. Auch dürfen wir uns die Stadt nicht allzu ausgedehnt vorstellen, scheint doch eine Urkunde von 1002 dafür zu sprechen, daß auf dem linken Ufer des Birsigs noch keine Häuser gestanden haben, und daß also das damalige Basel nur den Münsterplatz mit seiner Umgebung, die Eisen- und Sporengasse, den Markt und die Freiestraße umfaßte. Allein auch in diesem engen Bezirke sind öfters Könige und Kaiser eingekehrt, haben Päpste ihren Aufenthalt genommen und wurde sogar im Jahre 1061 ein allgemeines Concilium abgehalten, auf welchem König Heinrich IV. sich die von den Römern gesandte Krone aufsetzen und den Bischof von Parma zum Papste wählen ließ. Dieser erste Basler Papst hat allerdings ebensowenig wie sein späterer Nachfolger Felix V. allgemeine Anerkennung gefunden und wurde schon im folgenden Jahre abgesetzt.

Bürgerkriege, veranlaßt durch religiöse Motive, gehören stets zu den schrecklichern Erscheinungen der Weltgeschichte, und so war auch die Zeit des Kampfes zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. eine Periode sehr großen Unglücks für das deutsche Reich im allgemeinen und für unsere Gegend im besondern, da gerade hier beide Parteien ihre eifrigsten und kühnsten Anhänger aufwiesen, kein Wunder also, wenn auch die Basler Kirche unter ihrem streitbaren Bischof Burchard viel zu leiden hatte. In Folge der allgemeinen Ermüdung auf beiden Seiten hörte allmählig der Kampf mit dem beginnenden XII. Jahrhundert auf, und der tapfere Basler Kirchenfürst konnte nun an Stelle des Schwertes die Maurerkelle in die Hand nehmen. Schon während des Krieges hatte er für die Befestigungen Basels gesorgt, und dieselben nicht nur verstärkt,

sondern auch bedeutend erweitert; damals erhielt die Stadt jenen Umkreis, welcher durch die innern Gräben heute noch gekennzeichnet ist, und frühe treten auch die Namen der einzelnen Thore, der spätern Schwibbogen auf. Am obern Ende der Stadt stand Kunosthor, der St. Alban Schwibbogen, dann kam Eschmerthor, auf dem jetzigen Barfüßerplatz vermittelte das Gselsthürlein die Verbindung mit dem Leimenthal, während auf dem Nordwestplateau das Spalen- und Kreuzthor die Ausgänge bildeten. Klein-Basel war damals noch nicht befestigt, sondern fristete mit seiner Pfarrkirche St. Theodor als Dorf sein Dasein unter dem Namen „Enrun Basel“. Die große Stadt zerfiel in drei Hauptbestandtheile in die Burg, das rechte und linke Birsigufer. Alle Hoffstätten innerhalb der alten Einfriedung zinsten dem Bischof um Martini 4 Pfenninge, die halben Hoffstätten ihrer 2. Zu dieser Abgabe ist das Eigenthum des Bischofs an Grund und Boden zusammenschmolzen, und noch bis zur Reformationszeit lastete dieser Zins auf allen Häusern der innern Stadt, befreit von demselben waren allein die Häuser der Domherren und der Capläne, die Lehenträger der hohen Stift, die Beamten des geistlichen Gerichts, der Schultheiß mit seinen Amtleuten und einige weitere Bedienstete mehr. Aus den Bestimmungen, welche noch über den Einzug dieses Martinzinses vorhanden sind, erhellt auch, wie groß in der Regel diese Hoffstätten waren, welche der Bischof den neu ankommenden Einwohnern zur Niederlassung mit der Bedingung des Häuserbaues abtrat, sie maßen nämlich 40 Fuß in der Breite und die kleinern 20'. Daher kommt es auch, daß in den Gassen der innern Stadt die Häuser im allgemeinen gleich groß sind, so haben wir z. B. an der Gerbergasse auf der Birsigseite noch fast durchwegs diese kleinere Front, welche das Anbringen zweier Fenster in der Breite er-

möglichste, an der untern Freienstraße, dem Berg zugekehrt, stehen meistens Häuser, welche auf dem größeren Areal erbaut sind, und bei welchen daher drei bis vier Fenster konnten angebracht werden. Natürlich sind auch viele der breiteren Häuser dadurch entstanden, daß zwei oder drei kleinere Wohnungen mit einander vereinigt, durch die Scheidemauer derselben Thüren gebrochen und mit der Zeit eine mehr oder weniger schöne einheitliche Fassade errichtet wurde. So kauften z. B. die Zünfte oft mehrere solcher Häuser zusammen; noch deutlich erkennt man im Innern des Weinleutenzunfthauses und ebenso bei der Brotbeckenzunft die beiden alten Bestandtheile. Das Aeußere dieser Häuser, von denen sich allerdings bei uns nichts mehr erhalten hat, war sehr einfach; im Ganzen ist wohl auch in Basel der Holzbau oder der Fachwerkbau Regel gewesen. Zu ebener Erde befand sich, mit einem Rundbogen gegen die Straße geöffnet, die Werkstatt des Handwerkers oder der Kaufladen des Krämers; kleine Fenster spendeten den Gemächern der obern Stockwerke nur spärliches Licht; der Einfachheit des Aeußern entsprach auch die innere Einrichtung; man kann es kaum recht begreifen, mit wie wenig Räumlichkeiten man in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters vorlieb nahm, eine rechte Stube mußte zwar in jedem Bürgerhause vorhanden sein, allein Schlafzimmer oder gar etwa Boudoirs und sonstige Luxusgelasse waren durchaus unbekannt, in dem obern Stockwerk brachten die Bewohner des Hauses in Kammern die Nacht zu, manchmal nach Analogie der Arche Noah, ohne daß eine strenge Sonderung nach Stand und Geschlecht stattgefunden hätte. Diese obern Stockwerke ragten um mehrere Fuß über das Erdgeschoß hinaus, wodurch das Eindringen des Lichtes in die ohnehin nicht sehr breiten Straßen der Stadt noch erschwert wurde; bei engern Gassen kam es vor, daß die Häuser oben beinahe an einander stießen. So

nur können wir uns die Möglichkeit jenes kühnen Sprunges erklären, welcher einen flüchtigen Edelmann bei dem Auslaufe des Jahres 1308 rettete, als ihm die Verfolger im Hause zum Schlüssel bis auf den Estrich nacheilten und er ihnen nur dadurch entkam, daß er sich über den Schlüsselberg auf das Dach des Nachbarhauses hinüberschwang, eine That, welche allerdings die ganze Stadt in Staunen setzte, und die deshalb auch der Chronist Albert von Straßburg seinen Aufzeichnungen einverleibt hat. Die Häuser des alten Basel stießen wohl ohne Ausnahme mit ihrer Giebelseite gegen die Straße, wie wir dies in einer Menge von alten Städten hauptsächlich im Norden Deutschlands allgemein noch erblicken. Bei dem Wiederaufbau der Stadt nach dem Erdbeben mochte von dieser Bauart abgewichen worden sein, eine Aenderung, welche wohl aus technischen Gründen getroffen wurde, da die Ableitung des Regen- und Schneewassers bei solchen Giebelhäusern immer mit beträchtlichen Schwierigkeiten verbunden ist, auch mochte der Einfluß der südländischen Bauart, welche ja überhaupt die horizontale Linie viel mehr betont, neben dem praktischen Bedenken maßgebend gewesen sein. In ästhetischer Hinsicht ist allerdings das Verschwinden der Giebelfaçaden in hohem Grade zu bedauern; wie viel lebhafter in den Conturen und wie viel reichhaltiger und lustiger in der Dekoration nimmt sich nicht eine alte Straße von Augsburg, Nürnberg oder Lübeck aus, das Auge klimmt und schwingt sich von Gipfel zu Gipfel, die Individualität des Bauherrn und des Architekten kommt viel mehr zur Geltung, und geradezu großartig, fabelhaft wirkt eine solche Straße in sternklarere Nacht, wenn der Mond mit seinem Zauberlicht zwischen diesen Zinnen, Schnörkeln, Wimpeln und Kaminen hervorbricht und von dem gewaltigen Thurm der Marienkirche die Mitternachtstunde ertönt. Es ist dies auch ein

Stimmungsbild, ein Traum mit offenem Auge; allein auch Gemüth und Herz müssen dafür offen stehen, jedem werden diese Schönheiten nicht offenbart, ein wenig Sinn und Begeisterung für die Vergangenheit ist hier *condicio sine qua non*.

Auf etwas festerem Boden bewegen wir uns, wenn wir uns umsehen nach den aus Stein massiv errichteten Wohnungen der Stadt im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Freilich hat auch hier die Zeit gründlich aufgeräumt, allein wir besitzen doch noch an andern Orten solche Bauten, wie sie gewiß auch bei uns bestanden haben. Der Adel wohnte, falls er sich in den Städten niederließ, in kleinen Burgen, d. h. Gebäuden, welche innerhalb der besetzten Stadt wieder besondere kleine Schlösser bildeten; dieselben waren in bewegten Zeiten für die Stadtherren oft sehr unbequem, um so mehr hingegen mochte der trotzige ritterliche Bewohner von deren Zweckmäßigkeit überzeugt sein. In Zürich haben sich noch einige dieser Thürme, freilich in vollständigem Umbau erhalten; trotzig schauen sie aus dem Gewühle der übrigen Häuser hervor, überall verrathen sie den Hauptzweck ihrer Erbauung, durchaus nicht etwa Bequemlichkeit und Wohnlichkeit, sondern in erster Linie Vertheidigungsfähigkeit. Kleine rundbogige Fensterchen sind in den dicken Mauern angebracht, die obern Stockwerke, welche dem Angriff von der Straße aus etwas weniger ausgesetzt sind, haben größere und vermehrte Oeffnungen, das Ganze wird von einem Zinnenkranze gekrönt und mit einem spitz zulaufenden Zeltdach bedeckt, eine durchbrochene Wetterfahne bildet den Abschluß. Als Vorbild dieser Ritterhäuser in den Städten dienten die Burgen des Landes, ihr Charakter ist finster und trotzig. Auch darf man sich die innere Einrichtung in diesen Castellen nicht sehr elegant vorstellen, mochte auch für die Bedürfnisse des täglichen Lebens etwas besser gesorgt sein als in den Burgen

außerhalb des städtischen Reichbildes. Immerhin sind gewisse Vortheile vorhanden, welche entschieden die mittelalterliche Wohnung vor den modernen Bauten auszeichnen. Das Aeußere der erstern ist nicht so nach der Schablone behandelt, die Eigenthümlichkeit nicht nur des Erbauers, sondern auch der Provinz, der Landschaft kommt viel mehr in Betracht, die Kunst der Architektur war noch nicht in einige Mittelpunkte Europas concentrirt wie heutzutage, da in Paris, Berlin, München oder Stuttgart die Prototypen für alle Bauwerke des Erdtheiles zu suchen und in Ausführung oder in der Mappe auch zu finden sind.

Doch halten wir uns nicht zu lange auf mit diesen ästhetischen Betrachtungen, sondern kehren wir wieder zu Bischof Burchard, d. h. also zum Beginn des XII. Jahrhunderts zurück. Neben dem Münster erheben sich schon mehrere Kirchen, St. Martin, St. Ulrich, wohl auch St. Peter und St. Leonhard. Freilich sind die ältesten Bauwerke, welche einst an diesen Stellen sich befanden, nicht mehr vorhanden mit Ausnahme etwa eines Restes, welchen wir in der unterirdischen Gruft von St. Leonhard erkennen dürfen. Schon damals genügte die Mauerumgürtung nicht mehr für die Bevölkerung, welche immer zahlreicher in die Stadt zog; diese letztere wurde stets mehr der Sitz der höhern Cultur und zugleich auch der Zufluchtsort der Freiheit oder doch wenigstens gemildeter Hörigkeit. Handwerk und Handel begannen ihre goldenen Früchte zu treiben, so daß auch außerhalb der Stadtmauern sich Leute ansiedelten in den sog. suburbia oder Vorstädten. Auch geistliche Körperschaften schlugen ihren Wohnsitz draußen auf. Nicht daß man ihnen damals schon innerhalb der Stadt nicht den Aufenthalt mit Freuden gegönnt hätte, sondern weil die bessern und größern

Baupläze immer seltener wurden. So entstand das Cluniacenser-Kloster St. Alban. Leider ist von diesem Kunstwerke noch in diesem Jahrhundert vieles zerstört worden, was sehr leicht hätte können gerettet werden. Wehe jedem künstlerischen Baue, dessen sich die Industrie oder die Wohlthätigkeit oder gar der Militarismus bemächtigt, die Liste der auf diese Weise geopfertem Bauten ist sehr groß, und auch unsere Stadt liefert mehr als einen Beitrag dazu. Immerhin wollen wir dankbar sein, daß wenigstens ein Flügel des Kreuzganges, welcher doch wohl noch der Gründungszeit angehört, ist verschont geblieben.

Bald zeigte sich das Bedürfniß, auch diese äußern Quartiere mit in die Stadtbefestigung hineinzuziehen, was freilich in einer Zeit, da der Staat bedächtiger war im Bauen, nur langsam und allmählig vor sich gieng. Zunächst begnügte man sich mit einem starken Palissadenhaag, einem sogenannten Grendel, und erst wenn die Vorstadt drei oder viermal in Folge feindlichen Überfalles in Flammen aufgegangen, erst dann wurde auch eine festere Stadtmauer aufgeführt. Dies führt uns nun hinüber zu der Zeit, da Basel die große Stadterweiterung zu Ende des XIV. Jahrhunderts erlebte; bevor jedoch hievon die Rede sein kann, muß noch auf einige wichtige Erscheinungen, welche diesem Unternehmen vorangiengen und dasselbe eigentlich bedingten, aufmerksam gemacht werden. Gelegentlich sei hier auch der Bau der Rheinbrücke erwähnt, welcher, im Anfang des XIII. Jahrhunderts unternommen, wesentlichst dazu beitrug, daß die beiden Städte mit der Zeit zu einer verschmolzen werden konnten. Dann aber haben wir einen großartigen Aufschwung der Bauhätigkeit in Basel zu verzeichnen für das Ende des XII. Jahrhunderts; damals im Jahre 1185 zerstörte eine Feuersbrunst das alte Münster, die romanische Basilika Kaiser Heinrichs II. Auf dem bischöflichen Stuhle saß damals ein

thätiger Mann, Heinrich von Horburg, ein Elsäßer von Geburt, also einem Lande zugehörig, welches schon längst neben den Mittelrheingebieten als hervorragendes deutsches Kunstland dastand, in geistlicher Beziehung gehörte Heinrich von Horburg den Cisterciensern an, einem Orden, welcher sich um die mittelalterliche Architektur die größten Verdienste erworben hat; kein Wunder also, wenn der von ihm geleitete Münsterbau zu solcher Stattlichkeit gedeihen konnte. Außer an dem Münster wurde in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an den Klosterkirchen der Bettelorden, der Barfüßer und Prediger gebaut, denen sich auch bald die Gotteshäuser der Nonnen in den Vorstädten und in Kleinbasel anschlossen. Bei diesem großen, durch Urkunden und Denkmäler beglaubigten Baueifer muß es uns befremden, daß ein Stiftsherr von Marbach im Elsaß zu Ende des XIII. Jahrhunderts in seine Arbeit eintragen konnte: „Die Städte Straßburg und Basel waren unansehnlich an Mauern und Thürmen, noch unansehnlicher in Betreff der Wohnhäuser.“ Dem gegenüber steht nun allerdings das Zeugniß eines andern Elsäßers jener Zeit, welcher von der großen, schönen und edeln Stadt Basel spricht. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, soviel steht fest, daß gerade im XIII. Jahrhundert ein gewaltiger Aufschwung Basels stattgefunden hat. Die dritte Classe der Einwohner, die Handwerker, gelangten gerade damals neben den Rittern und den altfreien Burgern zu größerem Ansehen, sie entwuchsen der frühern Hörigkeit, mit Bewilligung des Bischofs traten sie in Zünfte zusammen, gassenweise wohnten sie bei einander, hauptsächlich auf dem linken Ufer des Birsigis, wo daher auch bis in unsere Zeit die meisten Zunsthäuser derselben zu suchen waren. Auf dem rechten Birsigufer an der freien Straße wohnten mehr die altfreien Geschlechter, welche von dem Handel oder von dem Ertrage ihrer ländlichen Liegenschaften lebten.

Ein munteres Leben und Treiben mag in jener Zeit unsere Gassen durchzogen haben, da sehen wir Mönche aus allen möglichen Orden, Stifts- und Domherren, Johanniter und Deutschordensherren, Grafen, Barone und Ministerialen des Bischofs, die buntesten Trachten aus den verschiedenen umliegenden Landschaften, die vornehmern Bürger, welche sich dem Adel vollständig ebenbürtig fühlten, und die rüstigen Handwerker, welche immer mehr das Regiment der Stadt in die Hand nahmen. Allen diesem Gedeihen schien der 18. October des Jahres 1356 für immer ein Ende zu machen, denn da zerfiel die nach allen damaligen Berichten reiche und schöne Stadt durch das furchtbare Erdbeben, ein Schlag, welcher Basel an den Rand des Verderbens gebracht, andrerseits aber auch die Energie seiner Bürger, die finanziellen und geistigen Kräfte seines Volkes geweckt hat; und gerade in baulicher Beziehung mußte nothwendigerweise in Folge des Unglückes ein ungemein reges Leben stattfinden. Freilich dürfen wir uns den Zusammensturz der Stadt nicht derart vorstellen, daß kein Stein mehr auf dem andern geblieben wäre, dagegen spricht vor allem die Thatsache, daß weitaus der größere Theil unsres Münsters aus der Zeit vor dem Erdbeben herrührt, indem nur die obern Theile des Baues, die Gewölbe, Thürme und die Oberwand des Chores zusammenstürzten. Auch die westlichen Theile der Predigerkirche, sowie der Chor der Barfüßerkirche haben die Gewalt des Erdbebens überdauert. Allein das muß doch immerhin betont werden, eine Menge von Bauwerken wurde so stark beschädigt, daß ein nachträglicher, vollständiger Abbruch durchaus nöthig war, und so entstand denn das neue Basel doch in vollständig veränderter Gestalt aus den Trümmern des Jahres 1356. Daß mit ziemlicher Eile gebaut wurde, beweist schon die Thatsache der Neuweihe des Münsters im Jahre 1363, und wir dürfen doch hier annehmen, daß die Bürger mit ihren Wohnhäusern sich ebenfalls

werden, so sehr immer möglich war, beeilt haben. Die innere Stadt muß damals diejenige Physiognomie erhalten haben, welche sie bis in's XVI. Jahrhundert, ja theilweise bis in den Anfang dieses Jahrhunderts gezeigt hat. Auch erfahren wir, daß bei dem Aufbau der Stadt mit einer gewissen Systematik vorgegangen wurde, wofür in erster Linie die „Fünfe über der Stadt Bau“ zu sorgen hatten. Diese Beamtung, welcher die gesammte Baupolizei zukam, erscheint zum ersten Mal um das Jahr 1300. Ihr kam hauptsächlich die Entscheidung zu, ob der Zinsmann, welcher ein Haus zu Erbzins besaß, dasselbe auch in Stand und Ehren halte, ferner besaßen sie die Gerichtsbarkeit bei Nachbarstreitigkeiten, sowie die Feuer- und Gesundheitspolizei. Ihre Befugnisse reichen bis an die Grenzen des Stadtbannes und ihre Gebote wurden im Falle Ungehorsams von Rath und Bürgermeister exequiert. Im Jahre 1385 wurde die Bestimmung erlassen, daß man unter die fünf einen Zimmermann und einen Maurer wählen solle. Auch Kleinbasel besaß natürlich ein besonderes Fünfergericht für Bausachen schon im XIV. Jahrhundert.

Mit dem Aufbau der Stadt war noch nicht eine Vergrößerung derselben verbunden, sondern zunächst begnügte man sich, die alten Befestigungen herzustellen, und erst allmählig wurde in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts das Weichbild Basels erweitert, so daß allerdings im Jahre 1383 die neue Befestigung der Stadt konnte an die Hand genommen werden. Verschiedene Gründe erforderten dieselbe gebieterisch. Eine ganze Anzahl von Gotteshäusern befand sich außerhalb der alten Mauern, wie St. Alban, das Steinenkloster, ferner Gnadenthal, das Predigerkloster und die Ordenshäuser der Johanniter und Antonier. Ferner wohnte in den Vorstädten eine solche Menge von Leuten, daß eine bloße Befestigung von Holzwerk, wenn auch mit einem Graben versehen, nicht mehr ausreichte. Die

Kriege der sechziger und siebenziger Jahre des XIV. Jahrhunderts, das zweimalige Erscheinen der Engländer oder der Schinder unter Cervola und Ingelram von Coucy und die fortgesetzten Fehden mit dem Hause Oesterreich, mochten ebenfalls durchaus das Erstellen neuer Vertheidigungswerke und deren einheitliche Anlage verlangen. Die drohende Gefahr vor dem Herzog Leopold von Oesterreich, welcher mit allen Mitteln die Freiheit der Stadt zu vernichten drohte, war der Hauptsporn zu der kostspieligen Arbeit, welche besonders seit dem Jahre 1383 mit ununterbrochenem Eifer fortgesetzt wurde. Freilich wurde die Stadt Basel durch die glorreiche Schlacht von Sempach von diesem gefährlichsten und mächtigsten Feinde befreit, allein nichtsdestoweniger ruhte der Baueifer der Bürger nicht, bis im Jahr 1398 die vollständige Umgürtung der Stadt mit Mauern und Gräben vollendet war. Die Stadtkasse wurde durch diese Bauten sehr beschwert, und verschiedene Einkünfte mußten zusammengelegt werden, bis die nöthige Summe aufgebracht war; so wurden die Bußgelder für Meineide und die Einkünfte der Münze verwendet, und ferner glaubte man im Interesse des Staates zu handeln, wenn auch die Juden zu beträchtlichen freiwilligen und wohl mehr noch unfreiwilligen Leistungen hinzugezogen würden. Auch Kleinbasel, welches im Jahre 1386 durch Kauf an die große Stadt übergieng, wurde mit neuen Befestigungswerken versehen, deren Erstellung sich allerdings bis ins XV. Jahrhundert hinauszog.

Diese Befestigungswerke sind dieselben, welche bis in unsre Zeiten in vollem Stand und Ehren geblieben sind, jene stattlichen Mauern und breiten Gräben, jene trutzigen Thore und wehrhaften Thürme, welche in so mancher Gefahr Jahrhunderte hindurch die gute Vaterstadt beschützt haben. Einiges ist in späterer Zeit, in den Tagen des dreißigjährigen Krieges und noch später, das letzte

Stück sogar erst bei der Erbauung des Elsäßerbahnhofes hinzugefügt worden. Außer den drei Thoren ist fast alles verschwunden und nur noch die Namen, die breiten Straßen und Anlagen, welche an Stelle der Befestigungen getreten sind, erinnern an die frühere Wehrhaftigkeit der Stadt. Es ist hier nicht der Ort, diesen alten Festungswerken eine rührende Standrede zu halten, sondern wir wollen uns mit einigen Bemerkungen begnügen, daß erstens viele Stücke des Mauergürtels von Basel zu dem Interessantesten gehörten, was in dieser Beziehung in deutschen Landen ist geleistet worden, daß zweitens bei dem durchaus nöthigen Abbruch des Ganzen im Einzelnen manches hätte können gerettet und mit den neuen Anlagen in Verbindung gebracht werden, und endlich, daß das Wenige noch Bestehende durchaus sollte erhalten und auch einigermaßen unterhalten werden. Wohl hat man in neuester Zeit auch in Nürnberg angefangen, die Mauern auf der einen Stadtseite niederzulegen, und müssen auch die so merkwürdigen Thore der Stadt Köln eines nach dem andern vom Erdboden verschwinden, hat auch Zürich mit seinen Thürmen und Thoren vollständig aufgeräumt und dieselben theilweise durch recht geringe Neubauten ersetzt, allein das alles sollte für uns nicht maßgebend sein zu Basel, wo man sich so gerne rühmt, die Kunst vor andern Orten zu hegen und zu pflegen, und wo auch in der That in vielen Kreisen Pietät für die Vergangenheit und deren Werke vorhanden ist.

Doch treten wir nun zu einem dieser Thore in die Stadt hinein, nehmen wir an, wir kämen auf der großen Reichsstraße des Elsaßes gegen unsere Stadt, also auf derjenigen Seite, von wo sich Basel am interessantesten repräsentiert, im Vordergrund die zinnenbekrönten Mauern mit dem St. Johanthor links, dem Spalenthor rechts, aus dem Häusermeer ragen die vielen Kirchen hervor, majestätisch erhebt sich das Münster, im Hintergrund als Abschluß des Bildes der lang-

gestreckte Rücken des Gempenstollen auf der einen und der Ehrichonaberg auf der andern Seite, in der Mitte die Schauenburgerfluh und die waldigen Höhen des Adlerberges, ein Bild, welches selbst von den kritischen Reisenden des vorigen Jahrhunderts als ein durchaus großartiges bezeichnet wird. Unter diesem Eindruck nähern wir uns dem Spalenthor, dem stattlichsten Bauwerk dieser Art weit und breit, errichtet im Jahre 1473 durch den Meister Jacob Sarbach, der es wie kein anderer verstanden hat, das Nützliche, das heißt die Festigkeit mit dem Schönen, d. h. mit einer reichen Dekoration zu verbinden. Der spätgothische Stil ist hier mit derselben Liebenswürdigkeit behandelt wie bei irgend einer kirchlichen Baute des fünfzehnten Jahrhunderts, und deutlicher als irgend ein Chronist verkündet dem spätern Geschlechte noch das Spalenthor, hier ist der Eingang in eine Stadt, welche von wohlhabenden, kunstsinigen, unabhängigen und wehrhaften Bürgern bewohnt wird. Die Anlage des Thores ist dieselbe, wie sie an vielen andern ähnlichen Bauten wiederkehrt, allein die Entwicklung aus dem Grundriß ist mit solcher Meisterschaft durchgeführt, und die Zierraten mit solchem Geschmacke angebracht, daß Städte wie Lübeck und Nürnberg, ja selbst Prag uns um diesen Bau beneiden dürfen.

Nun das Aussehen der Stadt, das heißt die Gassen und Häuser im fünfzehnten Jahrhundert. Der Fremde wunderte sich vor allem über die Sauberkeit der Wohnungen und deren neue und solide Bauart. Da sah man keine alten romanischen Facaden mehr, keine Holzbauten, auch die Thürme des Adels waren zum größten Theil verschwunden. Nach dem Erdbeben war die Stadt in gothischem Baustyl aufgebaut worden, spitzbogige Thüren vermittelten den Eingang, die Einfassungen der Fenster sind tief eingeklebt. Ein steinerner, ebenfalls mit Hohlkehlen verzierter Kreuzstock theilt dieselben in vier Theile, auch werden

ganze Reihen von Fenstern an einander gerückt, so daß auf diese Weise die ganze Breite der Fagade in Fenster aufgelöst wurde. Reichere Häuser zeigten etwa auch gothisches, durchbrochenes Mauerwerk, vielfach kam es ferner vor, daß das mittlere von drei schmalen, neben einander gestellten Fenstern seine beiden Nachbarn um einen oder zwei Fuß überragte, wodurch natürlich eine reichere Lebendigkeit erzielt wurde. Erker waren ebenfalls hie und da zu sehen, allein jedesfalls waren sie nicht so verbreitet wie in andern Schweizerstädten, z. B. St. Gallen, Schaffhausen und auch Zürich. Leider ist keine solche Fagade des alten Basels aus dem XV. Jahrhundert mehr vorhanden, welche sich noch unberührt auf den heutigen Tag erhalten hätte, denn wenn auch die Architektur noch hie und da dieselbe geblieben ist, so fehlt doch sicherlich der Bilderschmuck, welcher damals bei jedem ordentlichen Haus anzutreffen war. Der kleine Kollerhof auf dem Münsterplatz, einige ganz kleine Häuschen am Gerbergäßchen und an der obern Rheingasse mögen noch zu den ältesten bürgerlichen Wohnhäusern der Stadt gehören; von andern hat sich vielleicht nur ein kleiner Theil erhalten, so z. B. jenes kleine Fensterchen an dem Magazingiebel in der Kornhausgasse oder dasjenige an einem Hause der Schwanengasse u. a. m. Auch würde man an der dem Hofe zu gekehrten Seite vieler Häuser noch dieses oder jenes gothische Fenstergesims, hier einen reich profilirten Kreuzstock, dort eine hübsche alte Thüre mit eisernem Klopfer entdecken.

Über ein Gesetz, welches heutzutage in der Architektur noch ausschließlich dominiert, konnte das fünfzehnte Jahrhundert sich noch mit jugendlichem Übermuth hinwegsetzen, nämlich über die Symmetrie. Nicht daß man deren Vorzüge nicht gekannt, sie auch oft und viel angewendet hätte, allein man ließ sich nicht von ihr knechten und die Folge war, daß eine solche alte Gasse viel weniger das Gefühl der langen Weile erregt

als eine Avenue in Paris oder irgend eine Straße auf unserm Nordwestplateau. Ein zweiter Vorzug, welcher ebenfalls sehr viel zur Belebung der alten Städte beitrug, war die fast durchgängig angebrachte Bemalung; die Farbe schützt bekanntlich den Stein, so daß schon aus diesem praktischen Grunde ein Anstrich zu empfehlen war. Nun aber bediente man sich in der Regel für Gesimse, Thürpfosten, Schwellen und anderes mehr des rothen Schwarzwaldsandsteins; wo das nicht der Fall war, suchte man denselben nachzuahmen, indem die betreffenden Bauglieder mit rother Farbe angestrichen wurden, wodurch natürlich gerade diese lebhafteste Farbe zur dominierenden in unsern Gassen erhoben ward. Auch die Mauerflächen sollten der Bemalung nicht entbehren, und in einer Zeit, da Reichthum, Handel und Gewerbe so sehr zunahmen, kam man bald zu der weitem Folgerung, statt nur architektonische Verzierungen und Wappen auch ganze Geschichten, welche den verschiedenen Anschauungskreisen entnommen waren, darzustellen. Hier waren es David und Bathseba, dort die keusche Susanna oder an einem dritten Ort Abrahams Opferung; mit Vorliebe wurden Stoffe des alten Testaments zur Abbildung auserkoren, denn hier hatte der Maler einen viel freieren Spielraum als bei den heiligen Gestalten des neuen Bundes. Mit ihren Tugenden und Fehlern durfte man jene abbilden, wobei jedesfalls manche Vergleichung mit der damaligen Zeit unterlief. An andern Fagaden erblickte man Bilder, welche dem klassischen Alterthume entnommen waren, Scenen aus dem Leben Alexanders und besonders Darstellungen aus der römischen Geschichte, deren Helden mit ihren handgreiflichen Tugenden besonders geeignet waren für eine immerhin etwas massive Malerei. Natürlich erschienen die Gestalten, Götter und Menschen, in dem Costüm des XV. Jahrhunderts. Pallas Athene hatte ihre Gretchentasche und Juno ihr wohlgeschürtes Nieder, nur etwa Venus

wurde in antiker Göttertracht dargestellt. Paris erschien in der reichen Tracht, wie sie hauptsächlich an dem burgundischen Hofe Philipps des Guten aufgekommen war, und Achill stand da, bis an die Zähne in Stahl und Eisen gewappnet, wie Herzog Karl der Kühne oder irgend ein Ritter, der im Begriff war, in die Schranken zu treten. Auch der Staat pflegte schon im XV. Jahrhundert seine Gebäude mit Malereien schmücken zu lassen; so erhalten wir Nachricht von einem neuen Gemälde am innern Spalenthor aus dem Jahre 1428; 1430 wurde ein Crucifix am Steinenthor angemalt, und 1440 wurde der Einzug des Hussitten Procop am Rheinthur angebracht. Freilich waren diese frühern Malereien nur ein schwaches Vorbild von dem, was das XVI. Jahrhundert mit einem Meister wie Hans Holbein hervorgebracht hat.

Bei der Stadterweiterung hatte man mit vorsorglichem Blick die Mauern sehr weit hinausgerückt. Große Rebgärten, in welchen jener wegen seiner Qualität nicht besonders berühmte Baselerwein wuchs, waren in die Befestigung hineingezogen worden, daher kam es auch, daß nur die an den beiden wichtigsten Thoren gelegenen Vorstädte, die Spalen- und die Äschenvorstadt, vollständig angebaut wurden, während noch Jahrhunderte lang zu St. Alban und St. Johann meist unscheinbare Schuppen, Rebhäuschen, Stallungen und dergleichen mehr zu finden waren. Freilich wohnten in den belebtern Vorstädten, zu denen auch die Steinen zu zählen ist, mit Ausnahme der geistlichen Corporationen meist Leute, welche erst seit kürzerer Zeit in die Stadt gezogen waren, oder welche wegen ihres Berufes hier eine besonders passende Niederlassung fanden. Der Adel, die reichern Bürger und die meisten Handwerker wohnten immer noch in der innern alten Stadt.

Freilich giengs mit dem Basler Adel im XV. Jahrhundert schnellen Schrittes zurück, die Edeln waren zu sehr an das

Haus Osterreich gekettet, als daß sie noch aufrichtige, gute Bürger der Stadt hätten sein können; zwar behielt man schon noch seinen Hof, sein Absteigequartier in der Stadt, allein nicht allzu oft wurde von demselben Gebrauch gemacht, rasch änderten die adeligen Höfe ihre Besitzer; da das Schwergewicht dieser Familien außerhalb der Stadt lag, auf den Schlössern des Elsaßes, des Breisgaves und des Bisthums, so wurden auch die Wohnungen in der Stadt nur sehr nothdürftig unterhalten. Jahre lang, wohl ganze Jahrzehnte hindurch blieben einzelne geschlossen, es fing nach dem Glauben der Leute an in diesen großen, leeren Räumen zu spucken, und das wilde und wüste Leben mehr als eines dieser vornehmen Besitzer gab Veranlassung genug, ihn nach dem Tod als vom Teufel geheßtes Gespenst durch seiner Väter Haus wandeln zu lassen.

Auch auf den Aichtbürgern, den eigentlichen Patriciern Basels lag kein besonderer Segen, fast alle diese Familien sind im Laufe der Zeit ausgestorben, die Trmi, die ältern Iselin, die Grieb, die Gebwiler, die Offenburg und viele andere mehr. Auch besaßen sie ihre Höfe nicht in der Nähe des Bischofshofes, wie die ritterlichen Ministerialen, sondern auf dem gegenüberliegenden Hügel zu St. Peter und St. Leonhard, wo jetzt noch der Offenburgerhof, der Griebhof und andere Besitzungen mehr an ihre frühere Anwesenheit erinnern. Das Schwergewicht der Entwicklung Basels in jeder, so auch in künstlerischer und baugeschichtlicher Hinsicht lag auf den zunftmäßigen Bürgern, mochten sie nun Handelsleute, Krämer oder eigentliche Handwerker sein, und auch der Rath, der ja fast ausschließlich aus den Vertretern der Zünfte bestand, legte eine höchst lobenswerthe Bauthätigkeit an den Tag; zwar keine überflüssigen Werke, welche den Bedürfnissen des damaligen Basels nicht entsprachen, wurden aufgeführt, allein das wollte man, die nöthigen Bauten

sollten auch durch ihr Außeres den Einheimischen und den Fremden verkünden, daß hier ein thätiges, wohlhabendes Volk wohne. Das Münster gieng mit dem Schluß des XV. Jahrhunderts seiner Vollendung entgegen; es ist als ein wahres Glück zu bezeichnen, daß der Abschluß unsres ersten Bauwerkes noch vor der Reformation erfolgte; denn nachher wäre dies sicher nie mehr geschehen, und ob die Behörden unsres Jahrhunderts Zeit, Lust und Geld gehabt hätten dieses zu thun, dürfte in der That dahingestellt bleiben. Außer an dem Münster wurde an der St. Leonhardskirche gebaut, deren Schiff in künstlerischer Hinsicht oft unterschätzt wird. Um dieselbe Zeit arbeitete man am Kaufhaus, und 1467/68 stellte Meister Jacob Sarbach, derselbe der wenige Jahre später das Spalenthor erbaut hat, den Fischmarktbrunnen auf. Mit diesem schönsten Brunnen, den Basel aufzuweisen hat, soll hier ein einstweiliger Abschluß erfolgen. An ihm wie an dem Spalenthore hat der Meister in erhabenster Weise ein Zeugniß abgelegt von der Lebenskraft, welche auch im XV. Jahrhundert dem gothischen Stile noch innewohnte, und von der Verwendlichkeit desselben auch da, wo es sich nicht um kirchliche, sondern um profane Zwecke gehandelt hat. Dieser gothische Stil wurde in Basel noch das ganze folgende Jahrhundert hindurch gehandhabt, allein die Betrachtung der Bauwerke, welche in dieser Zeit hier sind errichtet worden, liegt nicht mehr innerhalb der Grenzen, welche wir uns zu ziehen gedachten, als wir anfiengen, von der Baugeschichte Basels im Mittelalter zu schreiben.
